

BETTINA BANNASCH

## Erinnerung als Erlösung?

### *Zur deutsch-jüdischen Literatur der Gegenwart*

In einem Essay aus dem Jahr 2001 formuliert der deutsch-jüdische Autor Maxim Biller

[...] alles, was wir heute schreiben und denken und tun, dass also alles, was uns politisch und intellektuell beschäftigt, [ist] ein Echo auf die schrecklichste aller schrecklichen Zeiten [...]. Unsere Mütter und Väter sind aus ihr hervorgegangen, klar, und darum sind wir auch die Kinder jener Zeit.<sup>1</sup>

Jüdisches Leben und Schreiben in Deutschland nach 1945, konturiert sich immer und zwangsläufig vor dem Hintergrund der Shoah als dem, wie Biller schreibt, »alles prägenden Gründungsmythos der Nachkriegszeit.«<sup>2</sup> Angesichts der Verpflichtung auf diesen Gründungsmythos wissen sich die Nachgeborenen ihren Eltern auf eine solche Weise verbunden, dass sie sich sowohl der eigenen, zweiten, wie auch der ersten Generation zugehörig fühlen.

Auf den ersten Blick erscheint Billers Beschreibung der paradoxen Empfindung wie eine essayistische Ausformulierung der Diagnose des deutschen Erinnerungsdiskurses, die Aleida Assmann 1999 stellte. »Das Ereignis Holocaust«, so konstatierte sie, »ist mit zeitlicher Distanz nicht farbloser und blasser geworden, sondern paradoxerweise näher gerückt und konkreter geworden.«<sup>3</sup> Assmann bezog sich in ihren Ausführungen auf das veränderte Verhältnis, das die Deutschen Mitte der achtziger Jahre zu ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit entwickelten: auf die Etablierung einer neuen Erinnerungskultur, in der die Shoah zu *dem* zentralen Bezugspunkt wurde. Martin Walser wurde mit seiner Rede, die er im Jahr 1998 anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen

1 Maxim Biller, *Geschichte schreiben*, in: Ders., *Deutschbuch*, München 2001, S. 235-241, hier S. 237.

2 Ebd.

3 Aleida Assmann/Ute Frevert, *Geschichtsvergessenheit/Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit der deutschen Vergangenheit nach 1945*, Stuttgart 1999, S. 29.

Buchhandels hielt, zu einem ihrer Kronzeugen. Die Shoah, so hatte Walser geklagt, sei zu einem so beliebten Sujet politischer Diskurse und künstlerischer Darstellungen geworden, dass die »Dauerrepräsentation unserer Schande«<sup>4</sup> schließlich eine berechtigte Reaktion des Wegschauens hervor getrieben habe. Das paradoxe Näherrücken der Shoah bindet Assmann so in eine erinnerungskulturelle Entwicklung ein, die sie gegen einen gewöhnlichen Umgang mit geschichtlichen Ereignissen setzt. Diesen hatte Reinhart Koselleck in Bezug auf die Shoah für den Generationenwechsel in Anspruch genommen, als er davon sprach, dass sich hier – wie bei anderen historischen Ereignissen auch – die Qualität der Erinnerung verändere, die erfahrungsgesättigten Erinnerungen nach und nach verblassten und die Techniken der Vergangenheitsbewältigung ihren politisch-existentialen Bezug verlören, um schließlich zu Gegenständen der Geschichtswissenschaft zu werden.<sup>5</sup>

Es ist diese Entwicklung, so die im Folgenden vertretene These, auf die die deutschsprachige jüdische Literatur der Gegenwart reagiert und die sie mitgestaltet. Ausgehend von den streitbaren und umstrittenen, die öffentliche Diskussion anregenden Texten Maxim Billers lässt sich die Beobachtung eines reflektierten Umgangs mit der Empfindung einer doppelten Generationszugehörigkeit auf die überwiegende Mehrzahl der einschlägigen Texte anderer jüdischer Autorinnen und Autoren der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur übertragen; so findet sich etwa in Doron Rabinovicis Roman »Suche nach M.« (1997) eine ähnliche Beschreibung des Gefühls einer paradoxen generationellen Zugehörigkeit.

4 Martin Walser, Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede, in: Frank Schirrmacher (Hg.), Die Walser-Bubis-Debatte. Eine Dokumentation, Frankfurt a.M. 1999, S. 7-17. Die Formulierung lauter im Kontext: »Kein ernstzunehmender Mensch leugnet Auschwitz; kein noch zurechnungsfähiger Mensch deutelt an der Grauenhaftigkeit von Auschwitz herum; wenn mir aber jeden Tag in den Medien diese Vergangenheit vorgehalten wird, merke ich, daß sich in mir etwas gegen die Dauerrepräsentation unserer Schande wehrt. Anstatt dankbar zu sein für die unaufhörliche Präsentation unserer Schande, fange ich an wegzuschauen. Ich möchte verstehen, warum in diesem Jahrzehnt die Vergangenheit präsentiert wird wie noch nie zuvor. Wenn ich merke, daß sich in mir etwas dagegen wehrt, versuche ich, die Vorhaltung unserer Schande auf Motive hin abzuhören, und bin fast froh, wenn ich glaube, entdecken zu können, daß öfter nicht mehr das Gedenken, das Nichtvergessendürfen das Motiv ist, sondern die Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken. Immer guten Zwecken, ehrenwerten. Aber doch Instrumentalisierung« (ebd., S. 11 f.).

5 Reinhart Koselleck, Nachwort, in: Charlotte Beradt, Das Dritte Reich des Traums, Frankfurt a.M. 1981, S. 117-132.

Einer der Protagonisten, ebenfalls ein Angehöriger der zweiten Generation, formuliert in diesem Zusammenhang:

Wir, unsere ganze Generation, wir wurden alle mit einer blauen Nummer am Arm geboren! Alle! Sie mag unsichtbar sein, aber sie ist uns eintätowiert; unter die Haut.<sup>6</sup>

Im Laufe der Romanhandlung arbeitet sich die Figur jedoch an der Unmöglichkeit einer doppelten Generationszugehörigkeit ab. Der angebotenen Tätowierung zum Trotz entwickelt sie das Bewusstsein davon, nur einer, nämlich der eigenen Generation zuzugehören. Zwar bleibt die Shoah dabei maßgeblicher Bezugs- und Ausgangspunkt. Doch bleibt sie dies nicht unmittelbar als eine angeeignete – oder auch »angeborene« – Erfahrung, sondern im Sinne einer »mythischen Erzählung«. Diesem Bewusstsein verleiht auch das Liebespaar in Barbara Honigmanns Roman »Eine Liebe aus Nichts« (1991) Ausdruck:

Meistens sprachen wir von unserer Herkunft, von unseren Eltern, woher sie kamen und wie sie vor den Nazis geflüchtet waren. Ihre Emigrationsrouten und Erlebnisse in den fremden Ländern waren wie Mythen unserer Kindheit und unseres Lebens überhaupt, wie die Irrfahrten des Odysseus; Legenden, tausendmal erzählt. Jetzt wiederholten wir sie uns gegenseitig, sangen sie fast im Chor, wie verschiedene Strophen ein und desselben Liedes.<sup>7</sup>

Der Begriff des Mythischen bezeichnet bei Honigmann zum einen die Verbundenheit mit und die Gebundenheit an die erste Generation. Mehr noch: er begründet eine neue Zeitrechnung, nach der sich die nachfolgende Generation nicht einfach als eine *neue*, sondern als die *zweite* Generation begreift. Zugleich betont die Rede vom Mythischen den reflexiv gewordenen ästhetischen Charakter, der *jeder* Rede über die Shoah innewohnt. Für die neuere Literatur über die Shoah, so soll anhand dieser Beispiele zunächst skizziert und im Folgenden näher ausgeführt werden, erweist sich Assmanns Formulierung vom paradoxen Näherrücken der Shoah insofern als wenig produktiv, als sie eine Eindimensionalität

6 Doron Rabinovici, Suche nach M. Roman in zwölf Episoden, Frankfurt a.M. 1997, S. 219. – Ein ähnliches Bild wählt Esther Dischereit in ihrem Roman »Joemis Tisch« (1988). Dort ist es das Bild vom Judensterne, der nicht mehr auf der Kleidung angebracht werden muss, sondern in die Haut der Nachgeborenen eingeschrieben ist und der durch die Kleidung durchscheint.

7 Barbara Honigmann, Eine Liebe aus Nichts, München 1991, S. 55.

konstatiert, die dem differenzierten und reflektierten Umgang mit der beschriebenen Problematik nicht gerecht wird.<sup>8</sup>

Das Bewusstsein vom ›mythischen‹ Charakter, der den Erzählungen über die Shoah notwendig innewohnt, unterscheidet die Literatur der zweiten von der der ersten Generation. Wie James E. Young gezeigt hat, bedienen sich die Werke der ersten Generation ganz überwiegend einer »Rhetorik des Tatsächlichen«, die auf eine »Behauptung der authentischen Verbindung zwischen Autor, Text und Ereignissen«<sup>9</sup> zielt. Es handelt sich zu meist um Texte, die als Augenzeugenberichte gelesen werden wollen – jenseits von allen Fragen der literarischen Qualität, die gleichwohl viele dieser Texte auszeichnet. Als ›Quellen‹ für die Geschichtswissenschaft werden diese Texte, insbesondere im Zuge der boomenden Erinnerungsforschung der vergangenen Jahrzehnte, gelegentlich in Arbeiten der Sozial- und Geschichtswissenschaft gewürdigt. Es handelt sich allerdings dabei um eine Wertschätzung, die den spezifisch dokumentarischen Anspruch dieser Werke aus der Perspektive der Erinnerungsforschung hervorhebt – und die ihm damit gerade nicht im Sinne der Autorinnen und Autoren gerecht werden dürfte. Insofern erscheinen die Überlegungen

8 In der neuesten Literatur über die Shoah lassen sich kritische Distanzierungen von Walsers Friedenspreisrede ausmachen, auf die Assmann ihre Argumentation in wesentlichen Passagen stützt; zuletzt und durchaus unmissverständlich in Doron Rabinovici's Roman »Ohnehin« (2004). Der Roman setzt mit einem durch die Fernsehprogramme zappenden Protagonisten ein, der befindet, es müsse nun endlich einmal Schluss sein – eine Formulierung, die den gesamten Roman durchzieht und die in den verschiedensten Facetten und Handlungszusammenhängen durchgespielt wird.

9 James E. Young, *Beschreiben des Holocaust: Darstellung und Folgen der Interpretation*, a.d. Amerik. v. Christa Schuenke, Frankfurt a.M. 1992, S. 107 f. – Die verallgemeinernden Zuschreibungen, die mit einer Rede vom Schreiben der ersten bzw. der zweiten Generation einhergehen, sind problematisch wie jeder Versuch einer Überblicksdarstellung. Ein Werk wie das Jurek Beckers etwa weist viele der Charakteristika auf, die im Folgenden der Literatur der zweiten Generation zugeschrieben werden sollen. Auch Grenzphänomene kommen so zu kurz; eine Autorin wie Ruth Klüger etwa gehört zwar der ersten Generation an, plädiert jedoch für und praktiziert in ihrem Roman »weiter leben« (1992) ein Schreiben der zweiten Generation in dem Sinne, dass sie sich implizit und explizit immer wieder nicht nur auf die Shoah selbst, sondern auch auf den Shoahdiskurs und auf Literatur über die Shoah bezieht. Eva Menasse dagegen, deren Roman »Vienna« hier abschließend betrachtet werden soll, kann in diesem Kontext als eine Autorin der dritten Generation verstanden werden obgleich die Autorin, wie ihre Ich-Erzählerin im Roman auch, der zweiten Generation zuzurechnen ist.

Jörn Rüsen's zunächst angemessener, wenn er sein Verständnis des Dokumentarischen von Anfang an weiter fasst. Ausdrücklich schließt er auch jene Literatur in seine Überlegungen mit ein, die um das Problem der Unsagbarkeit kreist, also um ein Problem, das sich in der Literatur nicht nur als ein moralisches oder psychologisches, sondern auch und zunächst als ein genuin ästhetisches Problem darstellt. Rüsen formuliert die Hoffnung, vermittelt über diese Literatur einen Zugewinn an Datenmaterial über die inneren, er-innerten Vorgänge zu erhalten. Dafür müsse sich die Geschichtswissenschaft, so fordert es Rüsen, einlassen auf die Literatur und ihren anderen »Modus des Erzählens.«<sup>10</sup> Erst die Offenheit der Geschichtswissenschaft für diesen anderen Modus des Erzählens vermag, so argumentiert Rüsen, tatsächlich Auskunft darüber zu geben, was der »Holocaust als reales Geschehen«<sup>11</sup> wirklich war. Allerdings wäre zu fragen, ob Rüsen mit seinem Plädoyer für die Offenheit der Geschichtswissenschaft gegenüber den ästhetischen Perspektivierungen der Literatur nicht Grund legende Differenzen zwischen Geschichts- und Literaturwissenschaft, zwischen historischer und literarischer ›Wahrheit‹ auf eine solche Weise einebnet, dass damit ein fruchtbarer Dialog zwischen Geschichts- und Literaturwissenschaft unmöglich wird.

Wie auch immer diese weit über das Genre der Shoahliteratur hinausreichende Frage zu beantworten wäre, für die Literatur der zweiten Generation gilt: Ihre Autorinnen und Autoren teilen den Optimismus eines solchermaßen ausgeweiteten Dokumentationsverständnisses nicht. Ihre Werke bieten sich nicht als Dokumentationen von ›Datenmaterial‹ der Geschichtswissenschaft an, sondern eher umgekehrt: Die Literatur der zweiten Generation nimmt die Diskurse der Geschichtswissenschaft in sich auf.<sup>12</sup> Mit ihrem in den literarischen Texten selbst inszenierten Er-

10 Jörn Rüsen, Die Logik der Historisierung. Metahistorische Überlegungen zur Debatte zwischen Friedländer und Brozat, in: Gertrud Koch (Hg.), Bruchlinien. Tendenzen der Holocaustforschung, Köln u.a. 1999, S. 19-60, hier S. 47.

11 Ebd.

12 In diesem Punkt unterscheidet sich die deutschsprachige jüdische Gegenwartsliteratur grundsätzlich von der Literatur ihrer Altersgenossen, die oftmals und sehr polemisch ihr dezidiertes Desinteresse an Geschichte formulieren, an der sogenannten ›jüngsten‹ Vergangenheit zumal. So nimmt etwa Florian Illies in seinem auf die identifikatorische Lektüre einer ganzen Generation angelegten Buch ›Generation Golf‹ ausdrücklich auf Martin Walser's umstrittene Friedenspreisrede Bezug. Der Autor versichert, seine Generation habe sehr gut verstanden, »was Martin Walser meinte, als er von der ›Dauerrepräsentation unserer Schande‹« (Florian Illies, Generation Golf. Eine Inspektion, Berlin 2000, S. 175) sprach. »Niemand«, so formuliert Illies in Anlehnung an die Terminologie Hel-

innerungs- und Geschichtsbewusstsein – sei es in Form eingeschobener reflektierender Passagen, sei es in Form der Personenrede – findet die Shoahliteratur der zweiten Generation zu einer eigenen Position gegenüber der Augenzeugenliteratur der ersten Generation. Dies gilt zum einen für ihr kritisches Verhältnis im Blick auf den so genannten »dokumentarischen Realismus« und den für Authentizität bürgenden Augenzeugen. Es gilt zum zweiten aber auch für ihr kritisches Verhältnis zu jener Shoahliteratur, welche die ästhetische Dimension des Traumas auslotet, die also mit poetologischen Konzeptionen und poetischen Umsetzungen auf das Unsagbarkeitspostulat reagiert, das in Deutschland – nicht ganz zu recht – mit dem Namen Adornos verknüpft ist.<sup>13</sup> Die seit Anfang der neunziger Jahre entstehenden Texte über die Shoah sind nicht mehr um das Problem der Unsagbarkeit, genauer: um das Problem der Inszenierung der Unsagbarkeit zentriert.<sup>14</sup> Ihre Sorge gilt dem Umgang mit der Ge-

mut Schelskys, »hat so recht bemerkt, wie nahe wir in der Entideologisierung und Entpolitisierung den Werten der skeptischen Generation der Nachkriegszeit sind« (ebd., S. 185). Vgl. hierzu kritisch: Hans-Joachim Hahn, Von den Nachgeborenen. Zur aktuellen Rede der »dritten Generation« und deren Konstruktion im literarischen Diskurs um das Gedenken an Auschwitz, in: Villigster Forschungsforum zu Nationalsozialismus, Rassismus und Antisemitismus (Hg.), Das Unbehagen in der »dritten Generation«. Reflexionen des Holocaust, Antisemitismus und Nationalsozialismus, Münster 2004, S. 1-16, hier S. 8.

- 13 Irmela von der Lühe spricht in diesem Zusammenhang von »Formen gestalteten Schweigens« (Irmela von der Lühe, Wie bekommt man »Lager«? Das Unbehagen an wissenschaftlicher Zurichtung von »Holocaust-Literatur« – mit Blick auf Carl Friedmans Erzählung »Vater«, in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.), Literatur und Holocaust, Text+Kritik 144, Göttingen 1999, S. 67-78, hier S. 74). Vgl. hierzu auch Ernestine Schlant, Die Sprache des Schweigens: Die deutsche Literatur und der Holocaust, München 2001; Bettina Bannasch, Die hohe Kunst des Verdrängens. Literarische Inszenierungen der Grenzen von Erinnerung, in: Bettina Bannasch/Almuth Hammer (Hg.), Verbot der Bilder – Gebot der Erinnerung. Mediale Repräsentationen der Shoah, Frankfurt a.M. 2004, S. 319-343.
- 14 In seiner Untersuchung zur jungen jüdischen Literatur sieht Thomas Nolden diese Schreibweisen auch in der deutschsprachigen jüdischen Literatur der Gegenwart verwirklicht bzw. in der neueren Literatur bis 1995 (Thomas Nolden, Junge Jüdische Literatur. Konzentrisches Schreiben in der Gegenwart, Würzburg 1995). Ausgehend von der alles bestimmenden Erfahrung der Shoah, so argumentiert Nolden, können die nachgeborenen Generationen jüdischer Autorinnen und Autoren sich »diesem Ereignis in der Geschichte des Judentums nur durch eine Bewegung nähern, die hier – in Analogie und Differenz – als eine »konzentrische« Bewegung bezeichnet wird. Der Ausdruck beschreibt ganz allgemein das Spannungsverhältnis zwischen den Positionen der jungen Generation und den von der Tradition verbürgten kulturellen, religiösen und geschichtlichen Mittel-

schichte. Die Bedeutsamkeit, die dabei der Erinnerung in den Werken der deutsch-jüdischen Gegenwartsliteratur zukommt, bezeichnet Maxim Biller geradezu als ihr verbindendes Merkmal. So spricht er von der »so kräftige[n], erinnerungssüchtige[n] und sehr, sehr jüdische[n] Literatur von Autoren wie Barbara Honigmann und Robert Schindel, von Robert Menasse und Doron Rabinovici.«<sup>15</sup>

Neben dieser Qualität des Erinnerungsträchtigen hebt Biller das Moment des Randständigen hervor, das jüdisches Schreiben in Deutschland nach 1945 bestimmt. Denn, so führt er weiter aus,

spätestens seit Birkenau [ist] jedem Juden, der in Deutschland lebt, klar, daß er nicht im Zentrum, nicht im Mittelpunkt und schon gar nicht auf einem der Gipfel der deutschen Gesellschaft etwas verloren hat, sondern bestenfalls an ihrem Rand.<sup>16</sup>

punkten des Judentums« (ebd., S. 10). In Abgrenzung zu Noldens offener Bezeichnung der »jungen jüdischen Literatur« wird für die hier verfolgte Argumentation der Begriff der zweiten und dritten Generation vorgeschlagen, um die Spezifik jüdischer deutschsprachiger Literatur in den Blick rücken, wie sie sich seit dem Beginn der 90er Jahre beobachten lässt – ein Phänomen, das Nolden, dessen Arbeit 1995 veröffentlicht wurde, so kaum schon im Blick haben konnte. Mit der Entscheidung, von einem Erzählen der zweiten und der dritten Generation zu sprechen, verbindet sich die These, dass sich die deutschsprachige jüdische Literatur der Gegenwart gerade in diesem Punkt des »konzentrischen Kreisens« am entschiedensten von der Shoahliteratur früherer Jahre unterscheidet. Diese versucht nicht mehr, sich in einem Verfahren des konzentrischen Schreibens dem Schweigen der Überlebenden anzunähern. Vielmehr bezeugt sie in der Darstellung dieses Schweigens und der Beschreibung der lebensrettenden Funktion, die es für die Romanfiguren hat, ihren Respekt vor den (Über)Lebensstrategien der Überlebenden.

15 Maxim Biller, *Verpißt euch*, in: Ders., *Deutschbuch* (wie Anm. 1), S. 86-93, hier S. 90. – Dass es sich bei Schindel, ebenso wie bei den anderen Namen, die Biller so umstandslos als »deutsche Autoren« kategorisiert, nicht um deutsche, sondern um deutschsprachige, überwiegend österreichische Autoren handelt, ist möglicherweise kein Zufall. In Österreich entzündet sich 1987 an der Wahl Kurt Waldheims zum Bundespräsidenten eine erregte Debatte um Österreichs Rolle als dem »ersten Opfer« des Nationalsozialismus. Sie setzt sich im österreichischen »Bedenkjahr« 1988 fort; die Auseinandersetzungen um die Inszenierung von Thomas Bernhards »Heldenplatz« legen beredtes Zeugnis davon ab. Es lässt sich vermuten, dass für einige Autorinnen und Autoren – wie etwa für Robert Schindel, dessen erste Arbeiten zu »Gebürtig« in das Jahr 1988 fallen – die heftig geführten öffentlichen Debatten zum Anlass ihres Schreibens wurden.

16 Ebd., S. 91.

Indem Biller den Status des Randständigen für jüdisches Schreiben in Deutschland nach 1945 in Anspruch nimmt, rekurriert er zugleich – darin liegt die Pointe seiner Argumentation – auf die Stigmatisierung jüdischer Existenz durch den Nationalsozialismus *und* auf den romantischen Topos des hellstichtigen Außenseiters. Die diskriminierende Zuschreibung des Randständigen wird so von ihm aufgegriffen und positiv umgedeutet; eine rhetorische Figur, die eine Verschiebung vom imaginären zum metaphorischen Juden beschreibt. Robert Schindel hat diese Verschiebung ebenfalls beobachtet und noch einmal schärfer in den Blick genommen. Dabei macht er auf die durchaus nicht unproblematische Funktion dieser Verschiebung im Kontext des nachkriegsdeutschen Erinnerungsdiskurses aufmerksam, wenn er pointierend zusammenfasst: »Aus dem Jud Süß wurde der süße Jud.«<sup>17</sup> Das Problem der Funktionalisierung des ›süßen Juden‹ hat die deutsch-jüdische Literatur der Gegenwart sehr genau im Blick. Sie erweist sich nicht so sehr als erinnerungssüchtig als vielmehr außerordentlich *reflektiert* im Umgang mit den verschiedenen Formen der Erinnerung.

Mit dem Verweis auf Robert Schindel und mit ihm auf seinen Roman »Gebürtig«, der im Jahr 1992 veröffentlicht wurde, ist für die deutschsprachige Literatur ein entscheidendes Datum genannt. Im selben Jahr erschien auch Ruth Klügers Autobiographie »weiter leben«, die Erzählung einer Angehörigen der ersten Generation, die erstmals breitenwirksam für ein diskursbewusstes Schreiben über die Shoah plädiert. Klüger entwickelt ein narratologisches Konzept – und führt es zugleich auch vor – das sich gewissermaßen als ein Schreiben der zweiten Generation begreift. Unabhängig von Klüger löst Schindels Roman »Gebürtig« die zentralen Forderungen nach einem Schreiben ein, das die Diskurse der Erinnerungsforschung und der Geschichtswissenschaft in sich aufnimmt.

In einer Vielzahl von parallelen Erzählsträngen entfaltet »Gebürtig« die Frage nach den Möglichkeiten einer gelingenden Verständigung zwischen Juden und Nichtjuden, zwischen den Überlebenden der Shoah und den Nachgeborenen. Einer der Erzählstränge, vielleicht sogar der wichtigste, erzählt dabei von dem Liebesverhältnis, das eine nichtjüdische Angehörige der zweiten Generation mit dem Juden Herrmann Gebürtig eingeht, einem Angehörigen der ersten Generation, der zugleich

17 Robert Schindel, Schweigend ins Gespräch vertieft. Anmerkungen zu Geschichte und Gegenwart des deutsch-nichtjüdischen Verhältnisses in den Täterländern, in: Ders., Mein liebster Feind. Essays, Reden, Miniaturen, Frankfurt a.M. 2004, S. 15-32, hier S. 20.



ein ehemaliger Mithäftling ihres Vaters im Konzentrationslager war. Dieser lebt seit seiner Befreiung in Amerika und schreibt dort erfolgreiche Theaterstücke, in deren thematischem Zentrum die Shoah steht. Das Liebesverhältnis scheitert, als Gebirtig erkennen muss, dass für ihn die erträumte Rückkehr nach Wien, seiner einstigen Heimatstadt, und das Zusammenleben dort mit der jungen Frau nicht möglich sein wird. Gebirtig sieht, dass die nationalsozialistische Vergangenheit in Österreich noch keineswegs vergangen ist, desillusioniert kehrt er wieder nach Amerika zurück. Dort nimmt er auch sein bisheriges Liebesleben wieder auf: Beziehungen mit Frauen seines Alters, die, wie auch er, durch die Shoah traumatisiert sind.

Mit Gebirtigs beruflicher Tätigkeit und mit seinen Liebesgeschichten rücken in Schindels Roman zwei Aspekte der Nachgeborenen- und Überlebenden-Thematik in den Blick: zum einen die Frage, auf welche Weise sich das Verhältnis von Nachgeborenen und Überlebenden gestalten kann. Der Roman legt nahe: das Übertreten der Generationengrenze, ein wirkliches Verstehen der Opfer durch die Nachkommen ist nicht möglich, auch nicht im Liebesverhältnis.<sup>18</sup> Dies ist die Botschaft, die der Roman auf der Ebene der thematischen Auseinandersetzung mit der Frage des Generationenverhältnisses gibt. Auf der erzählerischen Ebene widerruft er diese Auffassung zwar nicht. Doch formuliert der Roman dort das Wissen – oder die Zuversicht – um eine fraglos gegebene Verbundenheit mit den Vorfahren. Unversehens gleitet in zwei kurzen Passagen des

18 In Schindels Roman wird diese Aussage allerdings durch eine kleine, aber um so eindrücklichere Szene zugleich wieder unterlaufen. Der Sohn der Auschwitz-Überlebenden Amalie Katz, der zu seinen Eltern wie auch zur jüdischen Religion ein außerordentliches schwieriges und distanzierendes Verhältnis hat, ist als einziger in der Lage, das Sterben der Mutter als das zu verstehen, was es ist: als ›Spätfolge‹, als Sterben an der erlittenen Lagererfahrung. So ist er es, der in der Stunde ihres Todes, in der sich die Mutter wieder in Birkenau wähnt, das entscheidende tröstliche Requisite, eine Orange, bereithält. Mit dem Geschmack der Orange auf der Zunge schließt Amalie Katz die Augen: »Da sah sie sich bereits unten liegen, ein Sack, sie aber dem Großen Süden entgegen hoch über der Stadt, und von ganz oben sah sie hinab auf die Blocks von Birkenau, ganz wie in den Luftaufnahmen, die sie im Film gesehen hatte. Nun sah sie sie wirklich, aber sie darüber hinweg, hinein ins weite Weiße. ›Was geht mich das an? *Gornischt.*‹ Das Entzücken hatte sie vollkommen erfaßt« (Robert Schindel, Gebürtig, Frankfurt a.M. 1992, 197 f.). Die Erlösung durch den Tod – nicht die Erlösung durch Erinnerung – ist die einzige Art von Erlösung, die in Schindels Roman denkbar ist. Und selbst hier noch wird jede Vorstellung von ›authentischer‹ Erinnerung destruiert: Das letzte Erinnerungsbild der Sterbenden rekurriert auf Luftaufnahmen, die sie in einem Film über Auschwitz gesehen hat.

umfangreichen Romans die Erzählerfigur Danny Demant, das heimliche narratologische Zentrum des Romans, in das Leben seiner ermordeten Vorfahren hinein: wir bemerken plötzlich, dass wir aus der Gegenwart in die Vergangenheit geraten sind, mehr noch: dass sich damit zugleich unmerklich ein Perspektivwechsel vollzogen hat. Wir haben die Perspektive Danny Demants verlassen und beobachten das Geschehen einmal aus der Perspektive seines von den Nationalsozialisten ermordeten Vaters, einmal aus der Perspektive des im KZ umgekommenen Onkels. Dieser mit allen Gesetzen der Erzähllogik brechende Perspektivwechsel geschieht ohne jeden Kommentar. Gerade in der Sprachlosigkeit dieser Inszenierung aber steht der Roman für die Gewissheit ein, dass allen uneinholbaren generationellen Differenzen zum Trotz eine selbstverständliche Teilhabe an der Geschichte der Vorfahren gegeben ist.

Neben der Bestimmung des Generationenverhältnisses nach der Shoah behandelt der Roman auch die Frage, über die sich nicht nur Gebirtig, der Schriftsteller, immer wieder Gedanken macht: Ob und auf welche Weise die Shoah künstlerisch dargestellt kann und darf.<sup>19</sup> Auf der metapoetischen Ebene bedeutet Schindel mit der Geschichte Gebirtigs, die ihrerseits als ein Manuskript in die Romanhandlung Eingang findet: erfolgreiches und im weitesten Sinne ›unterhaltsames‹ Schreiben über die Shoah ist legitim; genauer, und diese Unterscheidung ist nicht nur in Bezug auf Schindel wichtig: erfolgreiches und im weitesten Sinne ›unterhaltsames‹ Schreiben über den Shoahdiskurs<sup>20</sup> ist legitim – von dieser Überzeugung kündigt nicht zuletzt die Unterhaltsamkeit des Romans selbst.

Diese Auffassung teilen die Autorinnen und Autoren der zweiten Generation. Ihre Literatur bekennt sich dazu, auch unterhaltend, ja sogar komisch sein zu wollen. Im Unterschied zur Literatur der ersten Genera-

19 Diese Überlegungen werden im Roman ergänzt durch die Auseinandersetzung eines Täterkindes mit seinem Vater, die sich schließlich in einem Roman niederschlägt. Die Veröffentlichung dieses ›Vaterbuches‹ befreit dessen Autor von seinem traumatischen Verhältnis zur Vergangenheit und beschert ihm darüber hinaus einen großen Erfolg in der Öffentlichkeit. Eine vernichtende Kritik dieses Romans im Roman legt Schindel bezeichnenderweise einem deutschen Lektor in den Mund, seine Anerkennung hingegen dem österreichischen Lektor Danny Demant (ebd., S. 339).

20 So weist der Autor dieses, in den Roman eingefügten Romanmanuskripts, Herrmann Gebirtig, das Ansinnen zurück, ein Stück über das Lager selbst zu schreiben. »Genauso könnt ich an der Brause von Birkenau hängen und eine Erstickungsinfonie verfassen, ›damit die Spießer etwas Kühnes lesen‹« (ebd., S. 90).

tion, die von den Möglichkeiten und Mitteln der Komik nur in einigen wenigen Ausnahmefällen<sup>21</sup> Gebrauch machte, nutzt die Literatur der zweiten Generation die Mittel des Komischen ausgiebig, genauer: die tabuverletzende Polemik. Damit jedoch ist diese Form der Komik dem Anspruch der Autoren, auch unterhalten zu wollen, regulativ zur Seite gestellt, zielt sie doch nicht nur auf Unterhaltung, sondern immer auch auf Aufklärung: Ihre Funktion ist es, die Aporien des Shoahdiskurses zu überspitzen und dadurch um so schärfer herauszustellen.

Diese Funktion lässt sich auch einer Reihe von Romanen der zweiten Generation zuschreiben, die sich scheinbar schwerpunktmäßig anderen Themen widmen und die Shoah nur in einem erzählerischen Nebenstrang behandeln. Dies gilt etwa für Barbara Honigmanns kleinen Roman »Eine Liebe aus Nichts« (1991), der auf die Toten der Shoah auf nur einer halben Seite ausdrücklich Bezug nimmt. Doch zeigt die Art und Weise dieser Bezugnahme zugleich auch, warum das so ist: um jeden Preis möchte die Protagonistin des Romans es vermeiden, in den Verdacht einer anmaßenden Vereinnahmung der Leiden der Toten und der Überlebenden zu geraten; die betont leichte und unpräzise Erzählweise Honigmanns lässt erkennen, dass es eben diese Sorge ist, die auch die Autorin selbst bestimmt. Es würde sich daher um ein Missverständnis handeln, die Literatur der zweiten Generation, die oftmals ebenso von der expliziten wie von der ausschließlichen Thematisierung der Shoah absieht, von vornherein nicht der Shoahliteratur zurechnen zu wollen. Vielmehr ist zu prüfen, ob nicht eben doch im Zentrum dieser Texte Fragen stehen, die auf das Engste an das Problem des Erzählens über die Shoah gebunden sind; im Falle der Arbeiten von Barbara Honigmann etwa lässt sich dies nachweisen.<sup>22</sup>

21 Breite öffentliche Aufmerksamkeit erhielten in diesem Zusammenhang insbesondere George Tabori mit seinen Dramen »Die Kannibalen« (1969), »Mein Kampf« (1987) und Edgar Hilsenrath mit seiner Romangroteske »Der Nazi & der Friseur« (1977).

22 Sollte, was leider bisher nicht der Fall zu sein scheint, nach einem Ersatz für Bernhard Schlinks seit Jahren in der Schule zu Zwecken der Vergangenheitsaufarbeitung eingesetztem Roman »Der Vorleser« (1995) gefahndet werden: Barbara Honigmanns Roman »Eine Liebe aus Nichts« wäre die bessere Wahl. Sowohl von seinem Umfang wie von seiner einfachen, gleichwohl anspruchsvollen sprachlichen Gestaltung her bietet sich Honigmanns Roman für die Schullektüre geradezu an. Und die Gesprächsangebote, die dieser Roman macht, sind weitaus anregender als die überaus fragwürdige Leserführung, die die suggestive Skrupulösitätsrhetorik Bernhard Schlinks unternimmt (vgl. hierzu bes. William Collins

Die Beobachtung, dass eine Reihe von neueren Texten über die Shoah diese nur als Subtext aufrufen – das aber mit guten Gründen, weil nämlich gerade darin ihr spezifischer Beitrag zum Shoahdiskurs besteht – lässt sich auch bei der Lektüre des sehr viel stärker als ›Shoah-Literatur‹ rezipierten Romans »Die Vertreibung aus der Hölle« (2001) von Robert Menasse machen. Nur in einem dritten und eher schwachen Erzählstrang macht er die Shoah selbst explizit zum Thema. Die eigentliche Romanhandlung besteht in der Verschränkung zweier Erzählstränge, die zunehmend enger ineinander greifen. Zum einen wird die Geschichte des jungen Juden Manoel erzählt, der im Portugal des 17. Jahrhunderts aufwächst, mit seiner Familie vor der Inquisition nach Amsterdam fliehen muss und dort ein berühmter Rabbiner wird; als der Lehrer Spinozas wird er in die Geistesgeschichte eingehen. Zum anderen erzählt der Roman von dem Historiker Viktor, der im Wien der Nachkriegszeit aufwächst und der sich gegen den Willen seiner Eltern mehr und mehr für seine jüdische Abstammung zu interessieren beginnt. Immer enger verschlingen sich diese beiden Erzählstränge: unauflöslich wird die Geschichte des von der Inquisition verfolgten Jungen Manoel mit der Nachkriegs-kindheit Viktors verwoben. Immer problematischer, ja peinlicher werden die Parallelen, die hergestellt werden – immer problematischer, je betrunken der Viktor des dritten Erzählstranges wird, der in der Gegenwart spielt. Er nämlich stellt sich zunehmend als der Erzähler beider Geschichten heraus: als der Erzähler seiner frühneuzeitlichen Forschungsarbeiten über die Biografie des Lehrers von Spinoza und als der Erzähler seiner eigenen Kindheitsgeschichte.

Während das Verfahren der Parallelerzählung der beiden Kindheitsbiografien von der Kritik ganz überwiegend heftig gerügt und als geschmacklos empfunden wurde, wurde der Material gesättigte Erzählstrang zur Geschichte des portugiesischen Geheimjudentums im 17. Jahrhundert geradezu hymnisch gefeiert. Das Buch wurde in seiner Gesamtkonzeption als misslungen betrachtet, doch als ein brillanter historischer Roman gewürdigt. Von einer solchen Anerkennung distanziert sich Robert Menasse nachdrücklich in einem Interview, wenn er davon spricht,

daß meine Generation eigentlich eine fast lebensuntüchtig machende Schizophrenie eingepfift bekommen hat. [...] Es wurde eine gesamte Generation mit dem Rücken voran in die Zukunft, aber mit dem Blick

Donahue, Der Holocaust als Anlass zur Selbstbemitleidung. Geschichtsschüchternheit in Bernhard Schlinks »Der Vorleser«, in: Stephan Braese (Hg.), Rechen-schaften. Juristischer und literarischer Diskurs in der Auseinandersetzung mit den NS-Massenverbrechen, Göttingen 2004, S. 177-197).

voran in die Vergangenheit, auf den Weg geschickt. [...] Es war immer so eine in-between-Geschichte mit völlig verdrehtem Kopf, der an den »Engel der Geschichte« von Klee erinnert hat. [...] »Die Vertreibung aus der Hölle« [...] ist daher in keinem Moment ein historischer Roman, sondern ein Roman, der sich die Frage stellt: Wie gehen wir mit Geschichte um?<sup>23</sup>

In der Tat macht die genauere Lektüre deutlich, dass der gesamte Roman um die zentrale, geschichtsphilosophische Frage kreist, die sich angesichts der Shoah in besonderer Weise stellt: Ob und wie aus der Geschichte zu lernen sei. Der Roman verneint diese Fragen und er weigert sich damit auch konsequenterweise, pragmatische Lehranweisungen zu geben. Vielmehr ist Geschichte, diese Überzeugung vertritt der Roman ausdrücklich, nichts anderes als die beständige Abfolge von Unterdrückung, Folter und Ermordungen, die Hölle der ewigen Wiederholung.<sup>24</sup> Menasses Roman erteilt damit einer der häufigsten und subtilsten Funktionalisierungen der Shoah eine Absage: der nämlich, dass man aus ihr lernen könnte.

Die Frage nach dem Umgang mit Geschichte gibt auch die Struktur von Doron Rabinovicis Roman »Suche nach M.« (1997) vor. Dort werden zwei unterschiedliche Formen des Umgangs mit der Vergangenheit gegeneinander gehalten, und dort wird, im Unterschied zu Menasse, eine ›richtige‹ Verhaltensweise einer ›falschen‹ gegenüber gestellt. Gleichwohl geht es in diesem Roman nicht darum, die Geschichte als Lehrerin wieder zu rehabilitieren. Vielmehr fragt der Roman nach den konkreten Bedingungen, unter denen sich die zweite Generation von der ersten Generation emanzipieren kann, ohne diese zu denunzieren.

Der Roman erzählt von den unterschiedlichen Lebensentwürfen zweier Schulfreunde. Arieh und Dani sind beide Nachkommen von Eltern, die

23 Ernst Grohotolsky, Gespräch mit Robert Menasse, in: Kurt Bartsch/Verena Holler (Hg.): Robert Menasse, Graz 2004, S. 9-23, hier S. 16 f.

24 Gabriele Stumpp wertet Viktors – und damit, zieht man die nicht fiktionalen Äußerungen Menasses hinzu, auch Menasses – Art der Vergegenwärtigung von Vergangenheit in der Wiederholung als Ausdruck eines spezifisch jüdischen Geschichtsverständnisses: »Mit seinem Verfahren zitiert der Roman ein Modell jüdischer Gedächtniskultur, das tatsächlich von der Wiederholung der Geschichte ausgeht, wobei Wiederholung nicht mit Dieselbigkeit zusammenfällt« (Gabriele Stumpp, Zu einigen Aspekten jüdischer Tradition in Robert Menasses »Vertreibung aus der Hölle«, in: Bartsch/Holler (Hg.), Robert Menasse (wie Anm. 23), S. 59-78, hier S. 69).

die Shoah überlebt haben. Dani gelingt es nicht, aus der Perspektive der Opfer herauszutreten und sich von den Schuldgefühlen zu befreien, von denen die Eltern als Überlebende verfolgt werden. Äußeres Merkmal seines Gebundenseins und seiner anhaltenden Verschrtheit sind Mullbinden, die im Verlaufe der Romanhandlung zunehmend sein Erscheinungsbild umhüllen und es schließlich bis zur Unkenntlichkeit entstellen; als sogenannter »Mullemann« erregt die Figur Aufsehen in der Öffentlichkeit. In einem Brief distanziert sich der ehemalige Freund Arieh von Dani und entwickelt seine eigenen Vorstellungen von einem in die Zukunft gewandten Leben.

Ich werde die Maskeraden und die Tarnung hinter mir lassen. [...] Nicht in den Banden der Zeit eingelegt zu sein wie eine Mumie, allen Techniken der Konservierung eine Absage erteilen, die Schichten abstreifen, die Knoten aufdröseln, ihrer Verknüpfung nachgehen, die Knubbel ertasten, die Riemen umschnüren und ablösen, das ist Erinnerung. Und dann werfen die Mullemänner die Binden ab, rollen sie wieder auf, folgen ihren Bahnen, gehen die Pfade zurück, die sie mit Mull abgesteckt haben und finden aus dem Labyrinth.<sup>25</sup>

Die Figur des Mullemann – jenes rätselhaften M., dem der Roman auf der Spur ist –, trägt ihren etwas befremdlich-unpoetischen Namen nicht zufällig; mit dem Namen ist der Anklang an die Bezeichnung »Muselman« intendiert. Der Begriff »Muselman« bezeichnet jene Insassen des Konzentrationslagers, die jede Hoffnung auf die Möglichkeit ihres Überlebens aufgegeben haben und nur mehr als »lebende Leichname« existieren. Ihm entspricht in Rabinovicis Roman der Nachgeborene »Mullemann«, der ohne eigene Lebensentwürfe in seinen Verpflichtungs- und Schuldgefühlen der Elterngeneration gegenüber gefangen bleibt. Der Weg der zweiten Generation jedoch muss, so erläutert es Rabinovici in seinen Romanen wie in seinen Essays, durch die Vergangenheit hindurch in die Zukunft führen.

Die zunächst überraschend plakative Analogisierung der generationenspezifischen Verhaltensweisen des Muselmans und »Mullemanns« erklärt sich aus dem Versuch, auf den der Roman abzielt: jüdisches Leben zur Darstellung zu bringen, das nicht als Über-Leben jenseits der Normalität pathologisiert wird. So erklärt der Gegenspieler Mullemanns, der Schulfreund Arieh:

25 Rabinovici, Suche nach M. (wie Anm. 6), S. 259.

»Ich bin kein Opfer, und ich werde nie eines sein. Auch mein Vater [...] war kein gebrochener oder armer Mann; er war stark, humorvoll, erfolgreich. Die Leute tuscheln: ›Ein Überlebender‹, und meinen: ›Er war im Lager, aber dabei ist er so ein netter Kerl, und lebensfroh! [...]. Würde jemand nicht umgebracht, dann wird gefragt, wieso er durchkommen konnte, ob er jemanden verriet, sich verkaufte, ein Henkershelfer war; schlechthin über Leichen ging. Streitet er alle Verdächtigungen ab und leidet dennoch wie jeder normale Mensch unter solchen Vorwürfen, wird er bedauert, für seelisch zerrüttert erklärt, werden die Gefühle der Überlebensschuld diagnostiziert. Das Überlebenssyndrom? Daß ich nicht lache! Wenn das Überleben eine Krankheit ist, dann will ich nicht gesund oder normal sein.«<sup>26</sup>

Der Versuch, die Überlebenden der ersten Generation nicht als *Überlebende*, sondern als *Lebende* zur Darstellung zu bringen, zeichnet die Werke der zweiten Generation durchgängig aus. Er verbindet die Protagonisten der ersten mit denen der zweiten Generation. Zugleich aber bleibt eine unüberwindbare Kluft zwischen den Generationen bestehen. Diese Kluft bezeichnet mehr als die allgemeine Einsicht in die Generationengrenzen: sie besteht, weil die Erfahrung des Konzentrationslagers nicht mitteilbar ist. In ihr ist die Unsagbarkeitsdebatte aufgehoben, die für die Literatur der ersten Generation zentral ist.

Bei allen Differenzen, die die hier betrachteten Romane von Robert Schindel, Barbara Honigmann, Robert Menasse und Doron Rabinovici aufweisen, ist ihnen gemein, dass sie anhand verschiedener Lebensentwürfe unterschiedliche Strategien im Umgang mit der Geschichte durchspielen. Auf die Annäherungen, die die ›dokumentarische‹ Literatur der ersten Generation von Seiten der Geschichtswissenschaft erfährt, antwortet die Literatur der zweiten Generation mit einer Annäherung an die zentralen Fragestellungen einer Historiografie, die solchen Annäherungen außerordentlich kritisch gegenübersteht. Das Bemühen um eine Modernität des Schreibens im Sinne Hayden Whites – wie es etwa in Esther Dischereits fragmentarisch erzähltem Roman »Joemis Tisch« (1988) noch umgesetzt wird<sup>27</sup> – rückt dabei in den Hintergrund. Möglicherweise geschieht dies nicht zuletzt deshalb, weil sich mit dieser Modernität angesichts des neuen Erinnerungsdiskurses zunehmend ein Unbehagen ver-

<sup>26</sup> Ebd., S. 219.

<sup>27</sup> Dischereit zeigt sich damit Schreibweisen verpflichtet, die sich in »konzentrischen Kreisen« (Nolden, *Junge jüdische Literatur*, wie Anm. 14) dem Schweigen der Überlebenden zu nähern suchen (vgl. hierzu auch Anm. 13).

bindet. Hanno Loewy diagnostiziert dieses Unbehagen als ein »schales Gefühl«, das sich einstellt, wenn »die Aporie der Darstellbarkeit der Vernichtung in einer Theorie moderner Mimesis« aufgelöst werden soll, ein Gefühl »der Redundanz, das alle Versuche hinterlassen, Auschwitz in einer Theorie der Moderne einzuebnen.«<sup>28</sup> Das »schale Gefühl«, das Loewy moniert, ist allerdings weniger Hayden White anzulasten als vielmehr der Entwicklung, die der Shoahdiskurs seit White genommen hat. Denn White ging es zunächst nicht um eine Einebnung von Auschwitz in eine Theorie der Moderne, sondern um die Befreiung der Shoahliteratur aus der »anrühigen« Kategorie des autobiografischen Erlebnisberichts. Die angemessene Rezeption eines Autors wie Imre Kertész etwa, dessen »Roman eines Schicksallosen« lange darauf warten musste, gelesen und gewürdigt zu werden, verdankt sich nicht zuletzt dieser Entwicklung. Von ihr profitieren auch die Autorinnen und Autoren der zweiten Generation: Ihre Werke werden, auch wenn sie erklärtermaßen die Shoah zum Thema haben, von vornherein als literarische rezipiert und müssen sich diesen Status nicht erst erkämpfen.

Mit dem geschichtsbewussten Schreiben der zweiten Generation geht allerdings, dies zumindest legt die Ich-Erzählerin in Eva Menasses Roman »Vienna« (2005) nahe, eine Wissenschaftlichkeit einher, eine historiografische Korrektheit, die – entgegen dem Selbstverständnis der Autorinnen und Autoren der zweiten Generation – ihrem Erzählen im Weg steht. Denn Erzählen, wirklich erzählen, so zumindest sieht es die Ich-Erzählerin in »Vienna«, lässt sich nur vom Leben, nicht von der Theorie. Entsprechend programmatisch inszeniert sich die Erzählerin als eine Angehörige der dritten Generation. Sie ist eine Pragmatikerin, die in Abgrenzung zur Figur des Intellektuellen ihre Kontur gewinnt, genauer: in Abgrenzung zu der Figur des intellektuellen Bruders, der auffallende Ähnlichkeiten mit dem Bruder der Autorin, mit Robert Menasse, aufweist.

Gegenstand des Romans ist die Geschichte der Familie der Ich-Erzählerin, die Geschichte von Überlebenden und ihren Nachkommen. Die Angehörigen der ersten Generation richten sich auf die unterschiedlichsten und widersprüchlichsten Weisen in einem Leben ein, das ihnen hätte genommen werden sollen, in einem Land, das damals nationalsozialistisch war und bis heute antisemitisch geblieben ist. Sie alle zeichnen sich

28 Hanno Loewy, *Fiktion und Mimesis. Holocaust und Genre im Film*, in: Margrit Fröhlich/Hanno Loewy/Heinz Steinert (Hg.), *Lachen über Hitler – Auschwitz-Gelächter? Filmkomödie, Satire und Holocaust*, München 2003, S. 37–64, hier S. 58.



dadurch aus, dass sie, wenn überhaupt, dann recht despektierlich, von der Shoah erzählen – wie etwa die entfernte Tante Cilly, die immer wieder darauf zu sprechen kommt, dass nur die Eifersucht ihres ersten Mannes, der im KZ ermordet wurde, Schuld daran gewesen sei, dass auch sie ins Konzentrationslager verschleppt wurde. Dem Vater der Ich-Erzählerin, der noch rechtzeitig mit einem der Kindertransporte Wien verlassen konnte und nach England kam, ist es dagegen am liebsten, wenn überhaupt nicht mehr von der Shoah die Rede ist, von der Shoah nicht und auch nicht von aktuellen antisemitischen Entwicklungen in Österreich: er möchte »Normalität« um jeden Preis. Und dann ist da noch der Großvater, ein Jude, der mit einer Nichtjüdin verheiratet ist. Er hat unter den Nationalsozialisten in Wien Zwangsarbeit verrichten müssen; die Erinnerungen daran gibt der Großvater zeit seines Lebens nicht preis. Es bleibt der Generation ihrer Kinder überlassen, von diesen merkwürdigen und skurrilen Lebensentwürfen zu erzählen. Jede Familienzusammenkunft endet so zwangsläufig mit dem traditionellen »Em-Em«, dem »manischen Mythologisieren«<sup>29</sup>. Doch in dem Moment, in dem mit den Schicksalen der Vorfahren und, abgeleitet aus diesen, mit dem eigenen Schicksal Deutungsansprüche verbunden werden, kommen die mythischen Erzählungen an ihr Ende.

Solange mein Vater, meine Mutter, mein Onkel, die Tante Ka und die kleine Engländerin lebten, die die Widersprüche und Ungereimtheiten unserer Familie verkörperten, als Beweis für alles, was möglich ist, so lange konnten wir als Kinder die besten Freunde sein und Mitglieder einer Familie. Doch als diese Generation tot war, kämpften wir traurigen Diadochen um eine Deutungshoheit, die vor uns keiner gebraucht hatte. Und so muß es hier eben zu Ende gehen, mit meiner lustigen Familie und mit dem ganzen herrlichen »Em-Em«.<sup>30</sup>

Die Stärke dieses so nachdrücklich um unpräzise Leichtigkeit bemühten Romans liegt unter anderem darin, dass er nicht mit dieser Passage schließt. Es fügt sich ein »Nachruf«-Kapitel an, in dem die Beerdigung des Großvaters beschrieben wird. Dafür versammelt Menasse noch einmal alle Figuren, die im Roman eine Rolle gespielt haben. Drei

29 Alle Familientreffen schließen ab mit »Em-Em«, dem »manischen Mythologisieren« (Eva Menasse, Vienna, Köln 2005, S. 371). »Ich habe«, so erläutert die Ich-Erzählerin, »bis heute die ältesten Geschichten am liebsten. Sie sind am offensten und am verheißungsvollsten, weil ihr wahrer Kern so verschwindend weit zurückliegt und deshalb fast alles erlaubt ist« (ebd., S. 373).

30 Ebd., S. 392 f.

Figuren jedoch stehen etwas abseits, drei Nebenfiguren, die selbst auch den Eindruck haben, nicht so recht dazuzugehören und die am liebsten gleich wieder gehen würden. Sie kennen sich nicht, stellen sich einander aber vor: der Hausmeister, die Fußpflegerin Frau Erna und ein alter Mann. Der alte Mann, so sagt er von sich, hatte früher einmal eine schwere Arbeit zu machen, die nicht »ganz freiwillig« war,

Sie wissen schon. »Ah«, rief der Hausmeister erleichtert, der jetzt alles genau verstand, »und ich war übrigens in Spanien.«<sup>31</sup>

Frau Erna schließlich erzählt, dass sie dem feinen Herrn, der der Großvater auch während des Krieges für sie geblieben ist, die Füße gemacht hat. Insbesondere an ein Mal kann sie sich erinnern, als sie ihm gegen Ende des Krieges einen schlimmen Nagel ziehen musste – und es stellt sich heraus, dass sich auch der alte Mann an diesen Nagel des Großvaters noch gut erinnern kann.

In der chiffrierten Kommunikation der drei so »unpassenden« Nebenfiguren liefert der Roman eine Hommage an die erste Generation und auch an ihre Literatur: an ein Schreiben, in dessen Zentrum das Schweigen der Überlebenden steht und an die Möglichkeiten einer gelingenden Verständigung, die dieses Schweigen respektiert. Doch bleibt selbst diese Verständigung nicht der Vergangenheit verhaftet, sondern erweist sich als durchaus dem Leben zugewandt: so beschließen am Ende des Romans die plötzlich verjüngte Frau Erna und der namenlose alte Mann einen gemeinsamen Kaffeehausbesuch zu wagen. Nicht also vom Erzählen bzw. Schweigen und Verschweigen der ersten Generation distanziert sich der Roman. Wohl aber dient der Begriff des »manischen Mythologisierung«, den Eva Menasse ins Zentrum ihrer Erzähltheorie stellt, dazu, sich von den Erzählverfahren der zweiten Generation und ihrem theorielastigen Kampf um Deutungshoheiten abzugrenzen. Das Erzählen der Ich-Erzählerin, die von ihren biografischen Daten her der zweiten Generation zugehört, kann daher im Blick auf ihre erklärte *Programm* als ein Erzählen der dritten Generation bezeichnet werden<sup>32</sup> – nicht ohne dabei zu vermerken, dass diese Inszenierung sich als außerordentlich diskursiv

31 Ebd., S. 401.

32 In diesem Sinne äußert sich Eva Menasse auch in einem Interview: »Ich fühle mich am ehesten der dritten Generation zugehörig, einfach, weil ich biografisch schon so weit weg bin, auch von den unglaublich belastenden Auseinandersetzungen zwischen der Tätergeneration und deren Kindern, den Achtundsechzigern« (Werner Hanak, Zwischen allen Stühlen. Interview mit Eva Menasse, in: NU Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum. URL: <http://www.nunu.at/de/interviews/22>. letzter Zugriff: 1.8.2007).

informiert erweist; die Autorin ist in diesem Punkt ihrer Erzählerinnenfigur durchaus überlegen. Ihr Erzählen bezieht sich nicht mehr auf die Shoah als »mythische Erzählung«. Vielmehr meint »manisches Mythologisieren« in »Vienna« ein hemmungsloses Fabulieren, ein durch die zunehmende zeitliche Distanz von den geschichtlichen Ereignissen befreites fiktionales Erzählen, ein Erzählen, in dem die Komik der Unterhaltsamkeit zuarbeitet, und nicht zuletzt dies: ein Erzählen, in dem sich lediglich die Familie, gewissermaßen als die kleinstmögliche Erinnerungsgemeinschaft konstituiert, nicht aber der Anspruch erhoben wird, eine jüdische oder gar eine globale Erinnerungsgemeinschaft zu konstituieren.<sup>33</sup>

Die Autorinnen und Autoren der zweiten Generation verzichten auf einen solchen Rückzug ins Private.<sup>34</sup> Ihre Werke, die die Shoah und/oder den erinnerungsdiskursiven Umgang mit der Shoah zum Gegenstand ihrer Darstellung wählen – Maxim Biller würde sagen, dies betrifft die Werke der deutsch-jüdischen Literatur nach 1945 in ihrer Gesamtheit – diese Werke, erheben Anspruch darauf, in der Debatte Position zu beziehen, ob und inwiefern die Shoah im Erinnerungsdiskurs funktionalisiert wird.

Gleichwohl lässt sich auch innerhalb der deutschsprachigen jüdischen Literatur der Gegenwart eine Entwicklung beobachten. Sie kann in Entsprechung gesetzt werden zu dem von Koselleck beschriebenen gesellschaftspolitischen Phänomen des Verblässens von erfahrungsgesättigten

33 Vgl. Daniel Levy/Natan Sznajder, *Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust*, Frankfurt a.M. 2001. Levy und Sznajder sprechen von der Shoah als dem »Schlüsselereignis für eine neue Erinnerungsform, nämlich die Herausbildung einer neuen ›Schicksalsgemeinschaft‹, die sich nicht mehr durch ›nationale‹ Erfahrungen definiert, sondern die eine der zentralen Katastrophen des 20. Jahrhunderts zum Anlaß nimmt, neue gemeinsame Bezüge jenseits des Nationalstaats herzustellen« (ebd., S. 14). Ziel ihrer Überlegungen sei es zu zeigen, so formulieren Levy/Sznajder in einer recht befremdlichen Diktion, »daß es Möglichkeiten gibt, den Holocaust so zu denken, daß er sowohl kontextualisiert wird als auch gedankliche Flügel bekommt und aus dem historischen Kontext gelöst werden kann« (ebd., S. 53).

34 Dabei lässt sich im Fall von Eva Menasse argumentieren – und eben dies ist es, was den Roman auf besondere Weise vor anderen Shoah-Romanen der letzten Jahre auszeichnet, die ebenfalls den Anspruch erheben, wieder ›Geschichte(n) zu erzählen‹ –, dass der in »Vienna« inszenierte Rückzug ins Private als eine höchst reflektierte Antwort auf die gesellschafts- und erinnerungspolitischen Implikationen des Shoahdiskurses der sogenannten zweiten Generation gelesen werden kann – und sollte.

Erinnerungen, die zunehmend zu Gegenständen der Geschichtswissenschaft bzw. der Erinnerungsforschung werden. Es lässt sich die Verschiebung von einem sich den Schreibenden aufdrängenden oder gar aufzwingenden Lebensthema zur souveränen Wahl eines Stoffes beobachten. Diese Entwicklung ließe sich, allgemeiner gesprochen, beschreiben als die Entwicklung von der mythischen Erzählung der Shoah bzw. von auf diese mythische Erzählung verpflichteten Erzählungen zum historischen Roman. Dabei soll hier der Begriff des historischen Romans nicht trotz der Einwände, die Robert Menasse gegen ihn geltend gemacht hat, sondern gerade unter Berücksichtigung dieser Einwände gebraucht werden: als eine Gattungsbezeichnung, die immer auch die Frage nach der Verortung des historischen Stoffes in der jeweiligen Erinnerungskultur der Gegenwart mitzubedenken hat. So wäre es zu verstehen, wenn in Doron Rabinovici's jüngstem Roman »Ohnehin« (2004) einer der Protagonisten die Auffassung formuliert, dass es an der Zeit sei, »erwachsen« zu werden. Ausdrücklich plädiert er damit nicht für das Vergessen von Geschichte. Vielmehr antwortet er auf die Phrase, die Kinder von Tätern und Opfern hätten letztlich doch so viel gemein:

Meinst du, wir wären eine einzige große Familie? Eine Art Mischehe aus Juden und Nazis? Eine Täteropfermischkulanz ... Die Mischpoche von Auschwitz? Wir Kinder? Ich will kein Kind mehr sein. Ich bin erwachsen. Du auch. Es ist an der Zeit.<sup>35</sup>

Dass dieses Erwachsenwerden, der ebenso geschichts- wie selbstbewusste Umgang mit der Shoah, nicht gleich bedeutend mit einem Verrat an den Toten ist, lässt bereits Robert Schindel den Erfolgsschriftsteller Herrmann Gebirtig in ebenso ernüchternder wie befreiender Grobheit bündig formulieren:

Welcher Jude ist sich witzig vorgekommen, als er den Satz erfunden hat: der Weg der Erlösung heißt Erinnerung. Was soll da erlöst werden bei welcher Erinnerung? Die Fensterläden, die bunten, schönen Fensterläden [jener Häuser außerhalb des Lagers, an denen die Insassen auf dem Weg zu ihrer Arbeit vorbei zu marschieren hatten; d. Verf.]: Ich erinnere sie, jawoll.<sup>36</sup>

Die Hoffnung auf eine erlösende Funktion von Erinnerung wird damit grundsätzlich zurückgewiesen: Es gibt sie nicht für die Überlebenden, die zeitlebens ihrer Traumatisierung ausgesetzt sein werden. Ganz gewiss

35 Doron Rabinovici, *Ohnehin*, Frankfurt a.M. 2004, S. 119.

36 Schindel, *Gebirtig* (wie Anm. 18), S. 147 f.

aber ist eine Erlösung der Toten nicht denkbar, die von den nachfolgenden Generationen zu leisten wäre. Insofern bleibt den Nachgeborenen, inner- wie außerhalb der Romane, gar keine andere Wahl als das Erwachsenwerden.